



**Basisdemokratie und
Arbeiterbewegung.**

*Günter Benser zum
80. Geburtstag.*

*Hrsg. von Rainer Holze und
Siegfried Prokop.*

*Berlin: Karl Dietz Verlag 2012,
288 S., 19,90 €,*

ISBN 978-3-320-02272-3

Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis eines Ehrenkolloquiums 2011 für Günter Benser. In ihm kommen 24 ausgewiesene Historiker und Sozialwissenschaftler (darunter vier Frauen) zu Wort, untergliedert in vier Bereiche: Demokratieverständnis in der Arbeiterbewegung von den Anfängen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Problemstellungen 1945, Basisdemokratie 1989/90 und Konzepte vom 20. Jahrhundert bis zu Gegenwart, mit einem Schwerpunkt auf „Wirtschaftsdemokratie“. Das sehr eng bedruckte Werk (viel Text für wenig Geld) enthält die Laudatio von Siegfried Prokop, ein Grußwort von Dietrich Staritz, den umfänglichen Beitrag des Jubilars zum Thema und am Ende, wie es sich gehört, eine aufschlussreiche und nützliche Auswahlbibliographie des anerkannten Historikers der deutschen Arbeiterbewegung (vgl. S. 279-287), besonders ihres kommunistischen Flügels sowie der Vor- und Frühgeschichte der DDR.

Der herausgebende *Karl Dietz Verlag* hat eine umfangliche, die einzelnen Beiträge ausführlich würdigende und zahlreiche Forschungsfragen erörternde Rezension von Jörg Wollenberg (Bremen) auf seine Homepage gestellt.¹ Diese spricht für sich und führt die Thematik weiter, so dass der folgende Text, zumal das Erscheinen des Buches schon mehr als ein Jahr zurück liegt, auf einen kulturwissenschaftlichen Kommentar hinausläuft.

Der Wert des Bandes besteht vor allem darin, dass in ihren jeweiligen Studiengegenständen ausgewiesene Fachleute einen neueren Begriff, den der Basisdemokratie, historisch rückwirkend anwenden. Er entstand in den grün-alternativen und bürgerrechtlichen Bewegungen der Bundesrepublik in den späteren 1970er Jahren und hat seitdem Konjunktur – inzwischen auch, um demokratisch zustande gekommene Entscheidungen zu kippen (Stichwort: Volksentscheide).

„Basisdemokratie“ ist bis heute vieldeutig, ja diffus. Der Programmbegriff entfaltet wohl gerade deshalb eine gewisse Eigendynamik. Seitdem wird er politisch wie medial benutzt, um zweierlei zu sagen: *erstens*, wir hören auf die Stimmen von unten, auf euch, liebe Leute, uns reicht die repräsentative Vertretungsdemokratie nicht, macht bei uns an der Basis mit; *zweitens*, wir wirken (mit euch) ganz unten und geben eurer Stimme oben Gewicht und versprechen, dies auch dann noch zu tun, wenn wir dort oben angekommen sind.

Das Wort „Basisdemokratie“ ist wie „Volksdemokratie“ ein Pleonasmus, denn Demokratie heißt „Volksherrschaft“ und das Volk ist hier die „Basis“. Beide Begriffe erschließen sich erst durch ihren Gebrauch. Die Präzisierung „Volksdemokratie“ ist zudem ein Phänomen der End- und Nachkriegszeit und gehört zur Fortsetzung der sowjetischen Politik der *Komintern* mit anderen Mitteln.² Im Begriff „Volksdemokratie“ schwingt immer der Affront gegen eine Beherrschung des Volkes in einer bürgerlichen (kapitalistischen) Demokratie mit, wobei zugleich auch „Völkisches“ aufgerufen wird, etwa die Befreiung der Slawen, Ungarn usw. vom deutschen Joch.

„Basisdemokratie“ bezieht sich nicht auf ein bestimmtes Subjekt (wie Volk), sondern auf ein Verfahren, bei der eine „Basis“ einer Demokratie einen Schub

¹ Vgl. <http://www.rosalux.de/news/38965/basisdemokratie-und-arbeiterbewegung-guenter-benser-zum-80-geburtstag-berlin-2012.html> (abgerufen am 5.3.2014).

² Vgl. George H. Hodos: *Mitteleuropas Osten. Ein historisch-politischer Grundriss.* Berlin 2003, S. 127 ff.

von unten aufwärts gibt. Es wird ein Mangel in den Strukturen offenbar, der behoben werden soll. Doch „Basis“ meint noch mehr, nämlich den gesamten Unterbau, den Sockel, auf dem das ganze Gebäude (der Demokratie, der Arbeiterbewegung, der Alternative) steht oder stehen soll.

„Basis“ intendiert die Grundlage, den Ausgangspunkt, den Kern, um den es geht. Es ist also engführend, dass, wenn in der sozialistischen Arbeiterbewegung über „Basis“ diskutiert wird, der Eindruck entsteht, es ginge vorrangig um Strukturen (vgl. die Aufzählung bei Benser, S. 46). Es geht vielmehr zugleich, wenn nicht sogar vorrangig, um die Wahrheit, die richtige Lehre, den guten Weg, die wirklichen Arbeiter, den einwandfreien Sozialismus. Eine Zwischenüberschrift (vgl. Zilkenat, S. 156) verdeutlicht dies: „Einheit der Arbeiterparteien – auf welcher Basis?“

Wenn es um die „Basis“ geht, gar um „Basisdemokratie“, dann geht es auch darum, worauf man bauen muss. Es ist ganz klar, dass heute keine Partei oder Bewegung, ob links ob rechts, besonders diejenige neue, die Anhänger erst für sich rekrutieren muss, weil sie schwache Apparate besitzt, keine Funktionäre, Priester, berufsmäßigen Haudegen hat, oder, wenn sie etabliert ist, also schon Apparate und Personal hat, öffentlich von sich sagen könnte, sie habe keine basisdemokratischen Elemente oder sei insgesamt nicht von unten nach oben aufgebaut: spontan entstanden, radikal demokratisch verfasst, als arbeitende Körperschaft tätig (so Plener, S. 224 ff.).

„Basisdemokratie“, „Basisaktionen“ (so die Präzisierung von Badstübner, vgl. S. 133 ff.), als Form genommen, ist weder positiv noch negativ. Das Urteil ist abhängig vom Blick auf das Ganze, den historischen Vorgang und vor allem von den Interessen des wertenden Subjekts.³ In das Lob der „Basisdemokratie“ (oder historisch ein anderer, früher üblicher Begriffe wie „revolutionäre Volksmassen“) fließt stets ein, dass die wahren Ziele an der „Basis“ zu finden sind, während die Führung irrt, falsch geht, Wichtiges nicht richtig sieht, sich von der „Basis“ entfernt hat. Die „Basis“ wird zum Zeugen angerufen und reklamiert als Beleg für den eigenen (anderen, hier – etwa bei Rosa Luxemburg – außerparlamentarischen) Weg.

³ Hier, wo ich wohne, hatte neulich die „Alternative für Deutschland“ ihren sächsischen Parteitag. Da gab es viel Basisdemokratie. Aber von meiner politischen Warte aus finde ich die Ergebnisse dieser Aushandlungen trotz aller Basisdemokratie für nicht sehr begrüßenswert, während die Form an sich basisdemokratisch war.

Der übliche Begriff „Arbeiterbewegung“ meint die im weitesten Sinne „sozialistische“, im engeren Sinne „marxistische“. In diesem Kontext bezieht sich „Basisdemokratie“, wie sie in diesem Sammelband betrachtet wird, nur auf das, was konzeptionell und organisatorisch in diesem Spektrum stattfand. Alle Bewegungen von Arbeitern, die da nicht reinpassen, vom „Weberaufstand“ bis zum 17. Juni 1953, fallen weitgehend unter den Tisch, ob sie „basisdemokratische“ Elemente hervorbrachten oder nicht.

Auffällig ist zudem, dass die „Basis“ ohne „Räume“ auszukommen scheint, etwa bei der „Wende“-Geschichte (vgl. Schneider, 180 ff.), wo Kirchen der oppositionellen „Basis“ in der DDR erst (und vorübergehend) Räumlichkeiten zur Verfügung stellten, was Kirchenfunktionäre später verführte, dies als Basis für eine mögliche Re-Missionierung der mehrheitlich atheistischen Ostdeutschen zu sehen. Jede „Basis“ hat ihre Orte, Fabriken, die bestreikt werden, Antifa-Komitees, die sich treffen, Parteigruppen, die tagen usw. Der „Raum“ prägt sogar die Struktur, gerade die der Arbeiterbewegung.

Für jeden, der zur Arbeiterbewegung (im allgemeinen Verständnis) gearbeitet hat, ist es doch seltsam, in ihr – je weiter zurück, desto seltsamer – nach einer „Basisdemokratie“ zu suchen, die darüber hinausgeht, wie etwa seit 1848/49 angelegt, aber zumindest bis 1914 bedeutsam, „Arbeiterkandidaten“ als „Volksvertreter“ zu wählen (vgl. Schmidt, S. 56 ff.). Was sollte eine andere „Basisdemokratie“ dem Kampf von Lohnarbeitern bringen, ihnen überhaupt einfallen. Wirkliche Arbeiter, inklusive proletarisierte Handwerksgesellen, waren Menschen mit wenig Freizeit und zweckmäßiger Berufsbildung, zur Arbeitsamkeit abgerichtete Proleten, die in den Fabriken alles andere lernten, bloß keine Demokratie, schon gar keine basisnahe.

War die Sozialdemokratie also nicht basisdemokratisch? Oh doch, aber nicht dort und nicht so, wo die rückwirkende Betrachtung vielleicht nach „Basisdemokratie“ sucht angesichts eines institutionalisierten Überbaus der organisierten Arbeiterbewegung.⁴ Die Sozialdemokratie war vielleicht sogar viel basisdemokratischer als je später gedacht wurde, außer etwa von den Anarchisten, Anarchosyndikalisten, der KAPD und anderen Ultralinken (einige werden erwähnt bei Notz, S. 137 ff.), die meinten, wenn der Arbeiter im Betrieb lernt, den Kapitalismus zu befolgen, dann müsse man eben in den Betrieben ein

⁴ Eine heutige Binse, dass eine Organisation nur ihre Mitglieder vertritt und nicht etwa alle Arbeiter, hat noch nicht in die Betrachtung der Arbeiterbewegung Einzug gehalten.

neues Regime einführen. Was davon blieb war die Idee der Mitbestimmung, denn die Idee der „Wirtschaftsdemokratie“ setzte eine abzuwickelnde „Staatwirtschaft“ voraus (vgl. Roesler, S. 196 ff.).

Wo organisierte sich der wirkliche Arbeiter? Er tat es in seiner Kneipe und die Arbeiterbewegung war schon deshalb lange eine Männerdomäne. Kautsky war einer der wenigen, der dies erkannte und meinte (während des Sozialistengesetzes), die Kneipe sei das einzige Bollwerk der politischen Freiheit, das dem Proletarier nicht konfisziert werden kann.⁵

„Basisdemokratie“ hatte eine eigenwillige – lebensweltliche – Form, die verloren ging mit der schöneren Wohnung, dem Volkshaus und dem Kino. Wer ins Kino geht, schwänzt die Versammlung ... und viel schlimmer noch erst später der Fernseher.⁶

Vom Kintopp an sucht die Arbeiterbewegung ihre Arbeiter, versucht, sie an irgendeiner Basis, an einem ihrer Bedürfnisse zu fassen zu kriegen (Trotzki wandte sich deshalb der Filmförderung zu). So funktionierten nach 1945 die *Antifa-Ausschüsse* auch deshalb, weil sie sich in der allgemeinen Not um alltägliche Bedürfnisse und Sorgen der Menschen kümmerten (vgl. Brandt, S. 126).

Eine der ersten, die über die „Basis“ für neue Kampfformen der Arbeiterbewegung nachdachte, war Rosa Luxemburg (vgl. Laschitzka / Müller, S. 107 ff.). Ihr Zugang war das Problem der möglichen Spontaneität nichtorganisierter bzw. „falsch“ organisierter Arbeiter (vgl. ebd., S. 121, FN 35). Ihre Vorschläge

⁵ Vgl. Karl Kautsky: Der Alkoholismus und seine Bekämpfung (VI). In: Die Neue Zeit, Stuttgart 11(1890/91)30, Band 2, S.105-116, S.107. – Warum die deutsche Arbeiterbewegung in der Kneipe entstand vgl. Horst Groschopp: Zwischen Bierabend und Bildungsverein. Zur Kulturarbeit in der deutschen Arbeiterbewegung vor 1914 (1985). Berlin 1987.

⁶ Die Zerstörung sozialdemokratischer Milieus in den 1960er Jahren war wohl in der Bundesrepublik viel wirksamer als der Godesberger Parteitag. In der DDR, sowieso in vielem eine verstaatlichte Arbeiterbewegungskultur, konnte der Schein der Fortsetzung der Arbeiterbewegung schon dadurch gewahrt werden, dass sie in den Betrieben ihre Zentren hatte bis in die 1970er Jahre hinein. Das Wohnungsbauprogramm war, organisationstheoretisch gesehen, eine Katastrophe für die SED und dann für die PDS ab 1990. Mit dem Nachbarn in einer Partei? Nein, Danke.

lauteten „Massenstreik“ und „Rätedemokratie“, wobei sie – was dabei unbedingt mit zu denken ist – eine scharfe Gegnerin des Parlamentarismus war (vgl. ebd., S. 117, FN 21).⁷

Lenin dachte radikaler, moderner. Er sah die Notwendigkeit einer berufsmäßigen Elite, die im (angenommenen) Interesse der Arbeiter handelt und dort, wo sie es kann, den Arbeitern sozialistisches Bewusstsein (in seiner Lesart) beibringt (eine Idee, die den realen Staatssozialismus dann geleitet hat).

Beide und andere linke Führer der Klasse gingen von drei Voraussetzungen aus: *erstens*, dass Arbeiter sich anders „bewegen“ als ihre Organisationen planen, worin sie auch eine Chance sahen, die Arbeiterbewegung neu zu „basieren“; *zweitens*, dass Arbeiter immer etwas lernen müssen, um der Definition von „Basis“ zu entsprechen; *drittens*, dass „Basis-Räte“ eine Demokratieform sein können, die, wenn man die Macht hat, die Spontaneität bündeln, ordnen, den Willen von unten nach oben tragen, aber dennoch Macht auszuüben in der Lage sind, auf ihren jeweiligen Ebenen.

Wovon aber alle in dieser Arbeiterbewegung ausgingen und dann so mächtig enttäuscht wurden, ist, dass nur diejenigen Arbeiter in der Lage sind, in die sozialistische Richtung zu denken, egal ob zu Bebel oder Bernstein hingezogen, die von der „Arbeiterbewegungskultur“ berührt wurden.⁸ Die „Massen“ der Arbeiter, das zeigen dann die 1920er Jahre, neigen dort, wo ihre „Basismeinung“ gefragt ist und wo der Marxismus oder die bürgerliche Aufklärung nicht hinkommen, durchaus zum Nationalsozialismus.⁹ Kommunisten und Nazis waren übrigens, von der Basis her betrachtet, Kneipengänger.

⁷ Sehr schön in diesem Text, wie die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, wegen des Wahlgesetzes alles Männer, Frau Luxemburg empfängt, was ja zumindest noch die Frage aufwirft, wie weiblich bzw. männlich Basisdemokratien sind, sein konnten, sein sollten ...?

⁸ Bensors Biographie gibt hier das schöne Beispiel der sozialistischen Sozialisationshilfe durch eine örtliche „Volksbühne“, auf der die ganze Familie und auch er als Kind schauspielerisch tätig waren. – Aber das Kulturproblem ist hier umfänglicher gemeint.

⁹ Der Hinweis von Brandt (vgl. S. 130) auf die Waffen-SS lässt mich mal wieder an einen Saunabesuch in der Wendezeit denken, als sich ein älterer Stammgast plötzlich energisch outete in einer kleinen Debatte beim gemeinsamen Schwitzen über Anfang 1990 mögliche Formen der Basisdemokratie. Die einzige basisdemokratische Einrichtung, die er je erlebt habe, sei die Waffen-SS gewesen, denn die habe ihre Offiziere gewählt. Der Herr war in der DDR übrigens Lehrer gewesen.

Einer der großen Theoretiker der „Basisdemokratie“ in der Arbeiterbewegung, der „Unionist“ Otto Rühle, überraschenderweise im Sammelband nicht erwähnt (auch nicht bei Hoffrogge, S. 74 ff.), schrieb Ende der 1920er Jahre seine zweibändige Kulturgeschichte des Proletariats genau aus Untersuchungsgründen der Niederlage des basisdemokratischen Ansatzes in der Revolution 1918.¹⁰ Er „bewies“, obwohl er genau das nicht wollte, dass Arbeiter aus kulturellen Gründen nie eine sozialistische Revolution von sich aus machen würden. Der Gong, der die Familie sonntags am Mittag zum Essen ruft, sei dem verbürgerlichten Arbeiteraristokraten wichtiger geworden als die Revolution. Heute fährt der Arbeiter und fahren die Arbeiterinnen Auto und in den Urlaub.

Benser selbst gibt an, wie spät ihm die Thematik „Basisdemokratie“ auffiel, in den fortgeschrittenen 1970ern (vgl. S. 26). Das war zu der Zeit, als in der DDR Partei und Staat nach den scheinbaren Lockerungsübungen Erich Honeckers an zwei Grenzen stießen. *Zum einen* ließen die Strukturen nicht mehr viel von der Basis nach oben durch (die Staatssicherheit und die Westmedien kamen in den alleinigen Besitz der wirklichen Wahrheiten), bis die „Basis“ nicht mehr zu bändigen war; aber auch (*zum anderen*) das umgekehrte Problem entstand: Was kam eigentlich noch nach unten durch?

Diese Geschichte zeigt vor allem, dass Strukturen mit geringer Durchlässigkeit und Flexibilität tatsächlich noch längere Zeit funktionieren und laborieren können, bis dann Spontaneität und eine „Basis“ sich Bahn brechen und für einige Zeit „Räte“ hervorbringen – wie in Russland 1905 und 1917 und dann in der Sowjetunion bis hinauf zum *Obersten Sowjet* sterilisiert – und wie 1945 in den *Antifa-Ausschüssen* oder 1989 in der Wende oder soeben wie in Kiew geschehen.

Räte funktionieren aber wahrscheinlich weder „kapitalistisch“ noch „staatssozialistisch“ – andere (dauerhafte) Räte sind unbekannt, das Parlament üblich, dauerhaft und *die* demokratische Instanz. Vielleicht sind Strukturen der repräsentativen Demokratie geeigneter, aufgeschlossener für Neues? Es ist doch so, dass der Ruf nach „Basisdemokratie“ inzwischen in allen organisierten Strukturen sich Bahn verschafft hat.¹¹

¹⁰ Zu Otto Rühle vgl. <http://www.horst-groschopp.de/otto-ruehle> (abgerufen am 10.3.2014).

¹¹ Ganz abgesehen von der „Bürgernähe“, die sogar Eingang in Werbung gefunden hat.

Wenn sich neue Interessen anmelden und diese im Vorhandenen kein Gehör finden, dann werden sie die vorgefundenen Strukturen „basisdemokratisch“ verlassen, neue formieren, von der „Kirche von unten“¹² bis zum bürgerschaftlichen Widerstand gegen einen Gefängnisneubau oder sonst etwas.

Der Zustand unserer Demokratie gestattet, dass „basisdemokratisch“ immer wieder neue Organisationen entstehen, und das ist gut so. Doch dann, irgendwann später, bekommen diese das Problem, dass ihnen die direkte Demokratie verloren gegangen ist zugunsten einer erfolgreichen Handlungsfähigkeit. Es setzt die Forderung nach mehr Basisdemokratie ein.¹³ Die hat ihre Grenzen, denn es muss ja jemand löschen, wenn es brennt.¹⁴

Horst Groschopp

¹² Kirchengeschichte ist überhaupt ein gutes Beispiel dafür, wie sich in festen, sogar „geheiligten“ Strukturen „basisdemokratische“ Forderungen durchsetzen, Stichwort früher Reformation 16. Jahrhundert und Entstehung der Freireligiösen vor 1848.

¹³ Ein schönes Beispiel, wie dies quasi zu einer Mode wird, ist die Forderung, Herrn Lanz per Abstimmung im Internet die Show „Wetten dass...?“ zu entziehen.

¹⁴ Das bezieht sich auf einen Text, der sich am Beispiel der Freiwilligen Jugendfeuerwehr Hamburg dagegen wendet, dass solche Handlungszwänge Demokratie ausschließen. Vgl. Helmut Richter: „Vereinspädagogik“. Über demokratische Beteiligung von Jugendlichen in ihren Verbänden und Einrichtungen. In: Humanismus und junge Generation. Hrsg. von Horst Groschopp. Aschaffenburg 2010, S. 136-152 (Schriftenreihe der Humanistischen Akademie Berlin, Bd. 3).